

Einmal Indien und zurück

Teil II

Der Kapuzinerpater Jeby Mukachirayil hat mehrere Jahre in Münster studiert, bevor er wieder in seine Heimat Indien gereist ist. Dort baute er eine Sprachschule auf. Als draußen!-Autorin Katrin Moser einen Hilferuf erhielt, reiste sie die knapp 8.000 Kilometer in ein fremdes – und überraschendes – Land.

Die Schülerinnen und Schüler lachen. Zum ersten Mal höre ich das hier in Bharananganam. Sie lachen laut und herzlich. Über mich. Und zu Recht. Dabei fing es ganz harmlos an: Thema der Unterrichtseinheit sind kulturelle Eigenheiten. Wir landen bei typischen Gestiken, bei Handzeichen – und mir geht in diesem Moment auf, dass ich einige Tage zuvor etwas sehr missverstanden habe. Am Abend war ich in einem hinduistischen Tempel, direkt in meiner Nachbarschaft. Schuhe aus und vorsichtig schlich ich mich

an die Gruppe Menschen, die singend das Tempelinnere umrunden. Einerseits war ich neugierig, andererseits wollte ich nicht aufdringlich oder gar unverschämt sein. Prompt erblickte mich die Gruppe betender Inder und reagierte auf meine Anwesenheit mit hektischem Gewedel der Hände, ähnlich, wie man eine lästige Fliege verscheucht. Schuld bewusst legte ich den Rückwärtsgang ein und schlich mich aus dem Tempel von dannen, denn die Botschaft schien mir eindeutig: „Weg da!“ Durch Zufall kommt im Unterricht des Instituts heraus, dass es sich ganz anders verhielt – sehr zur Erheiterung meiner Schülerinnen und Schüler. Denn genau die Geste, die bei uns einem sehr deutlichen Wegscheuchen entspricht, bedeutet in Indien genau das Gegenteil und heißt: Komm ruhig näher. Die Tatsache, dass ich nach einer freundlichen Einladung wie ein geprügelter Hund das

Weite gesucht habe, ist für drei Tage die Lieblingsanekdote meiner Schüler.

Ähnlich verhält es sich mit einer typisch indischen Eigenart: dem Kopfwackeln. Ich wusste, dass in Indien ein seitliches Kopfwackeln eine Bestätigung ist – und nicht, wie bei uns, mit Skepsis oder Verneinung assoziiert wird. Neu war mir, wie häufig dieses Kopfwackeln auftritt. Und wie massiv es mich irritiert. Nach fast jedem meiner Sätze ernte ich in der Klasse geballtes Kopfwackeln. Und mehr als einmal wiederhole ich die Anweisungen mehrfach, weil ich genau diese Eigenart immer wieder vergesse und meine, dass ich nicht verstanden wurde. Und das passiert nicht nur im Institut: im Geschäft, beim Taxi, im Restaurant – fast jede Frage wird mit einem freundlichen Kopfwackeln beantwortet. Es scheint sich dabei um eine sehr umfassende Geste zu handeln, die Bestätigung, Zustimmung oder auch einfach Wohlwollen ausdrücken soll. Wie die Inder diese eigentümliche Kopfbewegung zustande bekommen, bleibt allerdings ein Rätsel. Dem europäischen Nacken scheint diese Geste nur mit viel Übung möglich zu sein.

Was mir ebenfalls auffällt: anders als in Deutschland ist es für den Inder nicht verwerflich, zu starren. Als Europäerin falle ich auf. Aber anders als in meiner Heimat schaut hier niemand verschämt und heimlich in meine Richtung. Hier werde ich offen und neugierig angestarrt. Manche kommen näher, um mich genauer zu inspizieren. Kontere ich die Starr-Attacke mit einem Gegenblick, ernte ich meist ein freundliches Lächeln, ein Winken – aber kein Abwenden des Blickes. Vielmehr scheint der Blickkontakt als Aufforderung verstanden zu werden, näher zu kommen und nach der Herkunft zu fragen. Alles stets höflich und freundlich, gleichzeitig aber doch sehr direkt.

Bharananganam liegt in der Nähe der Stadt Cochin und an einem freien





Tag bitte ich Jeby, mir die Stadt und die berühmten Backwaters – kleine Wasserstraßen, die das gesamte Gebiet durchziehen – zu zeigen. Aus der kleinen Tour wird überraschenderweise ein Betriebsausflug, sowohl Schülerinnen und Schüler als auch Lehrkräfte des Instituts begleiten uns. Einige haben ihre Eltern dabei. Später erfahre ich, dass es durchaus üblich ist, dass hier Berufliches und Privates eng verwoben ist. Die wirtschaftliche Lage ist für viele Menschen in Indien schwierig bis katastrophal, die sozialen Bande sind dafür ausgesprochen stark. Gerade die jungen Erwachsenen scheinen nach Möglichkeiten zu suchen, neue Wege zu beschreiten. Besonders fällt mir das auf, als es um ein fast

allgegenwärtiges Thema in Indien geht: Plastikmüll. Nahezu alles wird in Plastik verpackt und der landet dann im Fluss oder auf der Straße. Gerade in Cochin sind die inneren Bereiche der Backwaters knietief mit Plastik zugemüllt. Daneben waschen Frauen Geschirr, baden Kinder, füllen Menschen Trinkflaschen ab. Die Backwaters haben eine beeindruckende Schönheit, kilometerlang schlängeln sich die Wasserstraßen zwischen Palmen und Gebäuden aus der Kolonialzeit, gesäumt von Hausbooten aller Größen – und an jedem Ufer treiben PET-Flaschen, Tüten, alte Autoreifen.

Nicht anders ist es, als uns eine Tour in die Berge im Osten Bharananganams führt. Rund um Vagamon wird grüner Tee angebaut und je weiter wir die Bergstraßen hinauffahren, desto mehr verschlägt es mir die Sprache. Das Grün scheint fast zu leuchten, überall in den Hügeln und am Straßenrand entspringen große und kleine Wasserfälle, der Blick geht an den Bergen vorbei bis zum Horizont. Auch die Inder scheinen ihre Landschaft zu lieben, denn mit uns schlängeln sich unzählige (natürlich hupende) Autos die Berge hinauf. An den Aussichtspunkten über die atemberaubende Landschaft gibt es nicht nur grandiose Ausblicke, sondern auch Unmengen an Plastikmüll. Ein landschaftlicher Schatz, der im Müll erstickt. Mülleimer werden gar nicht erst aufgestellt, wobei ich nicht einschätzen kann, ob das Folge oder Ursache der Müllberge ist.



Bei Vagamon landen wir in einem Pinienwald. Mitten am Berghang

erstrecken sich Unmengen an Pinien und für die Inder ist dieser Wald ein absolutes Highlight. Busse säumen die Straßen, in einer dichten Menschenmenge geht es bis zum Wald. Zwischen den meterhohen Bäumen verkaufen Händler Selfie-Sticks, an kleinen Ständen kann man Fotos machen. Hier treffe ich auf zwei andere Europäer, die noch irritierter im Pinienwald stehen als ich. Es braucht einige Erklärungen, bis uns klar wird, dass es diese Art der Bäume in Indien so gut wie nicht gibt. Und weitere Erklärungen, um unseren Guides zu erklären, dass Pinien zwar nett, aber für den europäischen Raum nicht ganz so ungewöhnlich sind. Als wir über Plastik aus dem Wald stolpern, reicht es mir. Ich frage unseren Guide nach dem Müll. Und stoße wieder auf Verständnis. Es störe gerade die jungen Menschen in Indien sehr, dass ihr Land so voller Müll sei. Es gäbe regelmäßig Aktionen, bei denen die Menschen durch die Städte gehen und den Müll einsammeln. Ein Tropfen auf dem heißen Stein, scheint mir. Aber vielleicht ein Anfang? Mein Guide nickt. Indien habe dem Müll den Kampf angesagt. Spricht's und wirft eine Plastiktüte achtlos hinter sich.

Am Abend spreche ich mit Jeby. Über dieses fremde Land, diese so fremde Kultur. Einerseits die nicht zu übersehende Armut (wobei Kerala noch zu den privilegierten Regionen zählt), die hohe Anzahl von Menschen, der teils schlechte Ruf des Landes, der Müll. Und andererseits diese reiche Landschaft, diese warme, herzige, freundliche und offene Kultur, die Herzlichkeit und Gastfreundschaft der Menschen. Meine Heimat kommt mir plötzlich kalt vor, kühl und distanziert. Wie definiert man den Reichtum eines Landes, einer Kultur? Wir finden keine Antwort auf diese Frage.

Am nächsten Abend steige ins Flugzeug. Wissend, dass ich wiederkomme. Später werde ich sagen, dass ich mich nicht in das Land verliebt habe. Sondern in die Menschen. In diese so andere, so paradoxe Kultur, deren Reichtum so ganz anders definiert zu sein scheint als in meiner Heimat. Ich freue mich auf Deutschland. Und darauf, zurückzukehren nach Indien. d